

Die Erfindung der Moralkeule: Müssen wir mit Populisten reden?

Maren Behrens, Ph.D.

Institut für Christliche Sozialwissenschaften, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

Vor zwei Jahrzehnten prägte Martin Walser in seiner bis heute kontrovers rezipierten Friedenspreis-Rede den Begriff der „Moralkeule Auschwitz“. Seitdem ist „Moralkeule“ zu einem Kampfbegriff geworden, der scheinbar auf beliebige Themen angewendet kann; immer mit Ziel, das Argument der jeweiligen politischen Gegnerin dadurch zu entkräften, dass dieser unterstellt wird, sie bediene sich einer moralischen Argumentation dort, wo diese nicht hingehöre. Moralische Argumentation wird so gleichgesetzt mit Manipulation; und damit werden der politischen Gegnerin unlautere Motive unterstellt und gleichzeitig der Wert moralischer Reflektion und Argumentation an sich gezeugnet.

Der Gebrauch des Begriffs „Moralkeule“ als politischer Kampfbegriff ist eine zutiefst populistische Strategie. Wer von Moralkeulen spricht, inszeniert sich damit in der Regel als Inhaber einer Minderheitsmeinung, während derjenige, die angeblich die Moralkeule schwingt, sich auf die Macht der Diskurshoheit, die hinter ihm stehe, verlassen könne. „Moralkeule“ setzt also die Annahme voraus, dass es eine festgefügte „Mehrheitsmoral“ gebe, die unterschiedliche Diskurse (vor allem aber Mediendiskurse) beherrsche, und der man sich nur unter Inkaufnahme persönlicher Risiken widersetzen könne (im Zeitalter sozialer Medien, wären solche Risiken zum Beispiel der „Shitstorm“, der unvermittelt über einen hineinbrechen kann).

Das populistische Element liegt dabei darin, dass die angebliche Mehrheitsmoral gar keine sei: Diese Moral sei von selbsternannten Eliten geprägt und spiegele nicht die Meinung des sprichwörtlichen „kleinen Mannes“ wider, der, wenn man ihn denn fragte, eine ganz andere Sicht auf die Dinge hätte. Eines der Hauptmerkmale populistischer Politik ist es, dass sie sich selbst als Alleinvertreterin der „Volksinteressen“ setzt (gegen die durch und durch korrupten „Eliten“). Der Kampfbegriff der Moralkeule nimmt dieses Kernelement auf: Eine nur von Partikularinteressen geleitete Elite bediene sich der Moral, um eben jene Partikularinteressen durchzusetzen, während die populistischen Volksvertreter diese Strategie durchschaut hätten und dementsprechend „ehrlich“ agierten.

Die populistische Strategie kann dabei zusätzlich zu ihrem emotionalen Mobilisierungspotential darauf bauen, dass es natürlich reichlich Fälle gab und gibt, in denen die Rede von der Moral der Durchsetzung nicht-moralischer Interessen dient, und wo Eliten ihre partikulare Weltsicht als universale setzen. Die Tragik des Erfolgs dieser Strategie (wie wir ihn in unterschiedlichen Kontexten seit Jahren erleben) liegt dabei darin, dass sie wirklichen moralischen Diskurs unmöglich macht.

Nicht nur tut die Rede von der Moralkeule so, als gäbe es innerhalb der vermeintlichen Mehrheitsmoral keinen Dissens, sie kann auch gar nicht an einer ernsthaften moralischen Bestandsaufnahme interessiert sein, da eine solche immer ihren politischen Absichten zuwiderliefe. Populismus funktioniert dort besonders gut, wo er sein geschlossenes Weltbild gegen ein anderes (vermeintlich) geschlossenes Weltbild setzen kann. Das bedeutet aber, dass Populisten an einem argumentativen Austausch gar nicht interessiert sein können, da sie damit ihre Voraussetzung geschlossener Weltbilder ins Wanken brächten.

Diese Einsicht hat Auswirkungen auf die in letzter Zeit vieldiskutierte Frage, ob und wie man „mit Rechten reden“ müsse. Wenn die hier vorgelegte Analyse korrekt ist, dann ergibt sich daraus, dass man mit Rechten, die sich populistischer Kommunikationsmuster bedienen, zumindest nicht so reden sollte, als seien diese an einem echten Diskurs interessiert.